

## PROLOG

2012

Selbst wenn sich die Autobahn dort vorn in den Einschnitten der dampfenden Berge verliert, so taucht das rasende Automobil an der nächsten Steigung wieder auf und schwebt über die weite Talbrücke dem nächsten Tunnel entgegen. Der Tod krallt sich mit seinen knöchigen Fingern an den hinteren Kotflügel. In seiner ewigen Präsenz schwebt er waagrecht wie Barlachs Engel in der Gicht aufspritzenden Regenwassers. Er wartet geduldig auf den Moment schlichten menschlichen Versagens. Ein junger Jude sitzt am Steuer des alten Opels, schwul wie sein christlicher Beifahrer, der mit weicher Hand über seinen Nacken streicht. Sie blicken sich in die Augen. Für eine Fahrt nordwärts fast ein wenig zu lange. Doch der beifahrende Gevatter ist mit anderem beschäftigt. Er kämpft damit, seine Hosen im Fahrtwind nicht zu verlieren. Und während die beiden im Rhythmus einer bekannten Nummer von den Village Peoples mit ihren Körpern wippen, nehmen sie die Steigung zur Abfahrt Meiningen Nord: *It's Fun To Stay At The Y.M.C.A.*

Doch da, noch vor der kommenden Brücke ein braunes Schild: JUDENTAL.

Der Ältere erschrickt angesichts dessen. Judental? Was ist denn das? Gibt es hierfür eine Genehmigung. Weiß der Zentralrat der Juden davon. Wenigstens die streitbare Charlotte Knobloch als ehemalige Vorsitzende. Oder deren Generalsekretär Kramer. Ganz bestimmt ist ihm dieses Braunschild nicht bekannt. Für ihn ist diese Gegend ohnehin eine *No-Go-Area*, an der ein Jude zur mitternächtlichen Stunde um sein Leben fürchten muss. Und der scharfzüngige Sunnyboy Michel Friedman? Muss er seine Entrüstung von einem Blatt Papier ablesen? Oder würde er den Landrat der Gegend in einer seiner Talkshows gründlich abwatschen? Was wäre mit dem kämpferischen Ralph Giordano? Würde er seinen Blick huldvoll oder strafend über das Schild schweifen lassen? Und der moderne, unbeirrbar Dieter Graumann. Was könnte ihm dazu einfallen? Fände er es gut von einem *Judental* auf braunem Schild zu lesen? Sind in diesem Falle Zweifel angebracht? Jedoch, weiß man es genau? Aus welcher historischen Schatulle hat man diesen Namen hervorgezaubert? Wo lag die Kiste begraben, aus der

man dieses Schild ans Tageslicht hervorgeholt hat? Natürlich, was denn sonst: Ein Tal. Warum ein Tal? Klingt das nicht nach einer langen Senke, einer Grube. Einer Mördergrube. Und nicht nur das. Es klingt nach einem Grab! Wieso gibt es hier keinen Judenberg oder wenigstens einen Judenhügel? Eine kleine Anhöhe vielleicht, worüber sich im Zuge des Sonnenaufganges warmes Licht ergießt. Ein Tal ist immer dunkel und kalt. Die vielen Toten sind kalt.

Der junge Jude denkt: Aha, hier kommen meine Vorfahren her. Hier müssen sie gelebt haben. Hier leben sie bestimmt noch heute.

„Wollen wir mal anhalten?“, fragt er unbekümmert und geht merklich vom Gas.

„Nein“, sagt der Ältere und nimmt die Hand vom Nacken seines Freundes. „Nein. Fahr weiter! Fahr zur Hölle, verdammt!“

Der junge Schwule wundert sich über die abrupte Schroffheit seines Freundes. Der Gevatter unterdes lässt erschrocken vom hinteren Kotflügel ab und wird von den nachfolgenden Autos überrollt. Die Knochen seines Gerippes springen in alle Himmelsrichtungen. Doch bis er alle wieder beisammenhat, sind die beiden Schwulen längst über alle Berge. Nunmehr sind es Judenberge.

# I

Sie stand mit leicht gespreizten Beinen und dem Rücken an die Südseite einer achteckigen Säule aus Rochlitzer Porphyr gelehnt, während sich ihr gebräuntes Gesicht der gerade im Zenit stehenden Sonne zuwendete. Durch ihre halb geschlossenen Augen lunte sie in eine Wolke sich zerstäubenden Wassers, das durch die Sonnenstrahlen in den Spektralfarben grell leuchtete. Eine Wolke bunter Farben. Durch die leichte Drehung ihres Kopfes erzeugte sie die Wirkung eines Kaleidoskops. Die Friedlichkeit dieses Momentes erschien jenseits der Säule absurd. Zumindest aus den Augen des Kommandanten eines Wasserwerfers, welcher den Wasserstrahl seiner Kanone direkt auf die Säule gerichtet hatte. Dort erschien der eine oder andere Fetzen nackter Haut hinter dem Säulenrand. Er war erregt wie eine Katze, die eine Maus vor der Nase hat. Seine innere Befindlichkeit schwankte zwischen Jagdinstinkt, Spieltrieb und sexueller Erregung: Ein ausgewachsener Mann eben.

Die achteckige Säule trug eine schlichte Ampel aus dem gleichen Gestein. Die der Stadt zugewandte nasse Seite zeigte ein Kreuzifix, das Leipziger Stadtwappen sowie einen Totenkopf. Auf der trockenen Südseite waren die Jahreszahl 1536 und das Andreaskreuz zu sehen. Neben dem Weichzeichen standen zwei Platanen und eingegrabene Steine, eingerahmt durch eine Bordsteinkante. Eine dreieckige mit Rasen bedeckte Fläche. Straßenbahnschienen begrenzen das Dreieck im Süden.

Das Connewitzer Kreuz im Leipziger Süden ist eher Platz als Kreuzung, in welche insgesamt sieben Straßen münden. Der Krieg hatte hier reichlich Bombenlücken hinterlassen, die bislang nicht geschlossen wurden. Im Gegenteil: In der Nachkriegszeit, ja auch noch in der Nachwendezeit, fielen hier Häuser dem öffentlichen Schluderjan zum Opfer. Fehlenden Ressourcen und ungeklärten Eigentumsverhältnisse. Das Drama ist bekannt. Ansonsten war das Viertel südlich des Kreuzes nach der Wende fest in der Hand von Linksautonomen, die immer wieder zahlreiche Häuser besetzten und in den letzten Jahren, zwar reichlich dezimiert, immer wieder mit spontanen Aktionen Aufsehen erregten. Genau solch ein Tag war heute, am Vorabend des Ersten Mai, an dem die rechtsradikale NPD zu einem Marsch vom Völkerschlachtdenkmal zum Connewitzer Kreuz republik-

weit aufgerufen hatte. Die Taktik der Polizei war klar. Der Marsch sollte nach zeitraubenden Verhandlungen zwischen Polizei und Rechtsradikalen in einem Kordon die Richard-Lehmann-Straße entlangführen. Auf das Einschwenken in die Karl-Liebknecht-Straße in Richtung Connewitzer Kreuz musste dann aus taktischen Gründen verzichtet werden. Die Gegendemonstranten wurden ihrerseits am Connewitzer Kreuz zurückgehalten, sodass ein Puffer von etwa 300 Metern entstand. Ein Niemandsland sozusagen, in das Stephanie Hess geraten war.

Sie wartete indes auf den nächsten Wasserstoß und sah zu, wie die letzten bunten Wassertröpfchen verfliegen. Danach fielen nur noch blanke Sonnenstrahlen auf ihr leicht gerötetes Gesicht und im Aufheulen eines Motors hinter sich überkam sie ein klein wenig Panik, ehe sie das Geräusch eines sich entfernenden Fahrzeugs vernahm. Der Spuk war offenbar vorbei. Es klatschte kein Wasser mehr auf den Stein direkt hinter ihr. Sie spürte nunmehr ihre Erregung als eine leichte innere Vibration, einen leichten Ansatz von sexueller Erregung. Besonders intensiv genoss sie die darauffolgende Entspannung. Die Luft entwich langsam aus einem Ballon. Die Strahlung der Sonne erwärmte spürbar ihre Haut. Sie konzentrierte sich auf das Ansteigen ihrer Körpertemperatur und warf den Kopf zurück. Von weitem leuchtete ihr schwarzes Haar tintenblau. Der Wasserwerfer hinter der Säule hatte sein Pulver verschossen. Die Wassertanks waren leer, und so musste er rückwärts abziehen. Der Kommandant ließ sich entnervt in seinen Sitz zurückfallen und überließ dem Fahrer die Initiative. Über die ansatzweise Erektion seines Gliedes dachte er nicht weiter nach. Stephanie Hess griff sich ihrerseits zwischen die Schenkel ihrer langen schlanken Beine. Sie beugte dabei ihren Oberkörper leicht nach vorn. Es hatte den Anschein, als würde sie an die Säule pinkeln. Das Stelldichein mit dem Kommandanten des Wasserwerfers war somit unbefriedigt beendet. Für beide Seiten. Die Gegendemonstranten hingegen jubelten und klatschten. Ein zweiter Wasserwerfer ging dafür in Stellung und befasste sich sofort mit der Beobachtung der Linksautonomen, die emsig dabei waren im Raum zwischen Bornaischer Straße und Biedermannstraße eine Barrikade zu errichten. Stephanie Hess, immer noch in der Hocke am Weichzeichen der Stadt lehnd, hatte die vier südlichen Straßeneinmündungen direkt vor Augen und betrachtete das muntere Treiben. Die sich versammelnden

Gruppen waren explosiv bis exklusiv. Links der schwarze Block. Die Antifa rollte geradezu verbissen Müll- und Papiercontainer aus allen Ecken der anliegenden Straßen herbei und formte daraus eine nicht gerade homogene Barrikade. Jugendliche Körper im Rausch unablässiger Bewegung. Den Stinkefinger stets gegen die Staatsmacht gerichtet. Verrenkte Körper, deren Masken vor den Gesichtern offenbar die Leistung der Gehirne reduzierten. Eine Frage reinen und verfügbaren Sauerstoffs. Spruchbänder wurden entrollt: *Motherfucker Nazis*, *Gestern das Warschauer Ghetto – Heute Gaza*, *Nieder mit der rechten Gewalt* und *Nieder mit der jüdischen Apartheid*. Die Schwarzen wirkten wie Katzen, die behände über Container, Sperrmüll und Steinhäufen sprangen. *Fuck the national Countries* war auf einem T-Shirt zu lesen. Wer waren diese Leute? Stephanie war aus der Bornaischen Straße kommend von dem Wasserwerfer überrascht worden und wusste natürlich, wer diese Leute waren.

Die Jugend, so hört Stephanie ihren Doktorvater über eine innere Stimme sagen, besteht aus unzähligen Gruppen, deren Wege sich genau auf derartigen Barrikaden kreuzen: Die Einen kommen aus prekären Verhältnissen und suchen über den Straßenkampf nach Bodenhaftung. Die Anderen kommen mit einem goldenen Löffel im Mund genau da her und versuchen die Welt zu verändern. Die dritte Sorte hat einfach nur Spaß an Gewalt, am Klamauk. Sie fahren wie Touristen den Ereignissen einfach hinterher. Was alle Gruppen jedoch eint, ist der Hass auf den Staat und seine Organe. Der Hass ist überwiegend temporär. Nicht wenige jedoch sterben mit diesem Hass im Herzen, womöglich hochbetagt in jeglicher sozialen Situation.

Die muskulösen Kerle neben den brennenden Containern, die auf einem abgestellten LKW-Auflieger nach einem schrillen Beat tanzten, stellten die Spitze des schillernd kunterbunten Blocks, der aus schwulen Weißen, Schwarzen und Asiaten bestand. Diverse tummelten sich neben den in Trance tanzenden Lesben, die mit leicht irren und nach innen gerichteten Blicken etwas weiter hinten blieben. Die Körper der umherstehenden Schwulen bewegten sich zwischen unbeholfen steif und leopardenhaft geschmeidig, in der nur ihnen eigenen Art. Die über riesige Boxen ausgestrahlte Musik verließ den strikten Technokorridor nur selten. Zwischen die Schwulen und Lesben mischten sich auch Protagonisten aus der

„Distillery“, einem republikbekanntem Technoclub, der seine Wurzeln unweit des Geschehens, in der Wolfgang-Heinze-Straße hatte. Man erzählt sich heute noch stolz, dass die Musiker von Depeche Mode den Club besuchten. Dieser Block befand sich auf dem freien Platz zwischen Biedermannstraße und Wolfgang-Heinze-Straße direkt vor Stephanie Hess und neben dem schwarzen Block. Jedoch etwa 30 Meter davor. Plakate gab es keine. Die halb nackten Tänzer sprachen für sich. Vor dem Krieg stand auf diesem Platz die Commerzbank.

In der Wolfgang-Heinze-Straße selbst sammelten sich die Farblosen. Bürger und Vertreter aller Parteien rechts von den radikalen Linken bis hin zu den Konservativen. Der Oberbürgermeister in ihrer Mitte forderte zum Sitzstreik auf, falls die Straße geräumt werden sollte.

Die Stadt Leipzig war nach der Wende furios gestartet, versank allerdings Mitte der Neunzigerjahre wasaresk im Strudel des wirtschaftlichen Umbruchs. Mittlerweile steuerte man wieder in den warmen Gewässern des Erfolges. Unweit vom Oberbürgermeister erkannte Stephanie Sebastian Krummbiegel, den Sänger der Vokalgruppe *Die Prinzen*, der kurz davor stand das Bundesverdienstkreuz verliehen zu bekommen. Was durchaus jedem passieren kann, der so schlichte Sätze sagen kann wie: *Sarrazine wird es immer geben*. Natürlich wurden auch hier Fahnen geschwenkt und Plakate: *Nie wieder Krieg, Nazis raus aus Leipzig* und *Nazis in den Müllimer der Geschichte*. Die Linken postulierten: *Stoppt den Holocaust in Gaza*. Wenn man genauer hinsah, handelte es sich dabei um einen nicht unerheblichen Anflug von Antisemitismus.

Und da drüben, ganz rechts in der Selneckerstraße bis hin zur Paul-Gerhardt-Kirche, die Dunkelbunten. Mütter mit ihren Kindern, die trotzig Schilder in die Höhe reckten: *Nieder mit dem N-Wort*, *Nieder mit dem Z-Wort* und *Nieder mit dem J-Wort*. Ein paar vollbärtige Männer unter ihnen, die nicht den Eindruck erweckten in irgendeiner Weise Wortführer zu sein. Ein paar Milchgesichter und farblose Typen vervollständigten das Bild. Man trug Regenjacken von Jack Wolfskin, selbstgestrickte Mützen und sogenannte Beanies. Die Rucksäcke hingen vor der Brust, auf dem Rücken oder über der Schulter. Wasserflaschen lugten aus ihnen hervor. Die Kleinkinder schrien in ihren Wagen und strampelten trotzig, als ein neues Plakat entrollt wurde: *Entfernt die Pfui-Wörter aus Literatur und Geschichte!* Die Frauen

und Mädchen trugen erdfarbene meist gestreifte Kleider über Jeans oder knöchellange Röcke, aus denen Füße in Sandalen hervorlugten. Die Übrigen trugen ausnahmslos Turnschuhe. Wer keinen Kinderwagen schob, führte ein Fahrrad neben sich. Zuckerlose Plätzchen wurden verteilt und Babysachen getauscht. Alles was hier getragen oder mitgeführt wurde, befand sich in einer Spannbreite zwischen abgewetzt und trendy, oder von rostigem Stahl bis glänzendes Carbon. Die Abgrenzung einzelner Gesellschaftsgruppen war nicht erkennbar. Die Gesichter zeigten überwiegend einen eher gewollt trotzigem Ausdruck, welcher die Stimmung gegenüber der aufgefahrenen Staatsmacht wiedergab. Stephanie fragte sich unterdessen, was es wohl mit dem *J-Wort* auf sich haben könnte, welches auf manchen Plakaten zu lesen war.

Im Gegensatz zu den Rechtsradikalen versammelten sich die Gegendemonstranten überwiegend wild und genehmigungslos. Nur die Farblosen hatten ihre Protestaktion angemeldet. Doch die Polizei war auf der Hut. Sie hatte ein massives Aufgebot vor Ort. Die Linksautonomen hielten es für ihre Pflicht gegen den Staat, die Polizei und die, aus ihrer Sicht, neuen Nazis zu kämpfen. Und Kampf meinte: Bis aufs Blut. Der normale Bürger hielt es für angezeigt, sich den Rechten in den Weg zu stellen. Gewaltfrei und couragiert, wie sie von sich hören ließen. Die dumpfe Gewalt ihrer Kampfgenossen da drüben schien sie dabei nicht zu stören.

Die Schwulen und Lesben waren gegen rechts, weil die ihnen keine Existenzberechtigung zubilligten. Und die Dunkelbunten waren gegen Obrigkeitshörigkeit und huldigten dem Gutmenschentum, was ebenfalls mit einer starken Ambivalenz gegen die Braunen einherging. Die Männer waren komplett ungedient. Naivität gepaart mit Narzissmus waberte durch die Menge, und machte ätzenden Individualismus ruchbar. Jeder vertrat nur seine eigenen Interessen. Gesellschaftliche Homogenität gegen rechts sieht anders aus. Immerhin fand sich eine kunterbunte Einheitsfront zum *Vesper* zusammen.

Immer noch vor der Säule hockend sah sich Stephanie vor ihren geschlossenen Augen zu den Schwulen und Lesben überlaufen. Nicht weil sie etwa deren Vorlieben teilte. Nein. Es war der kürzeste Weg zu den friedlichen Truppen. Keine zwanzig Meter bis dahin. Diese innere Ruhe verschaffte ihr vermeintlich Zeit. Ein Irrtum, der ihr bewusstwurde, als links

neben ihr der zweite Wasserwerfer mit Vollgas auf die Antifa-Gruppen zu fuhr und sich von rechts und links kommend jeweils ein Kordon Bereitschaftspolizei vor den Blöcken postierte. Die Kommunarden hatten zwei Müll-Container angezündet und warfen mit Steinen, die sie aus dem Kleinpflaster der Bürgersteige gerissen hatten. Der Wasserwerfer rückte noch weiter vor. Die Polizisten machten ihm eine Gasse frei. Sein Wasserstrahl holte einen Vermummten von den Beinen, der mit seinem Kopf hart auf das Pflaster schlug und reglos liegen blieb. Fünf seiner Genossen trugen ihn zurück in die Tiefe der Nebenstraße. Die Polizisten standen mit den Rücken zu Stephanie. Sie vermittelten durch ihre Helme und Protektoren den Eindruck von grünen Michelin-Männchen. Auf dem Rücken konnte man die Aufschrift „Polizei“ erkennen, als wäre eine ernste Gefahr gegeben, dass man sich untereinander verwechseln könnte. Die Helme trugen eine römische Zahl: Heeresgruppe, Armee, Division, Bereitschaft? Die Wasserwerfer hatten ebenfalls taktische Kennzeichen. Wie lehrreich doch so eine Demonstration sein konnte, wenn es jemanden gäbe, der einem die Dinge erklären konnte. Aus den Wirren der Barrikade erschien eine vermummte Gestalt und rief in Richtung Stephanie: „Hey Steph, hau ab!“. Dabei ruderte er mit seinen Armen, ehe er wieder geschmeidig zwischen den rauchenden Trümmern verschwand. Das war ausgemachte Dummheit, denn dadurch wurde ein Polizist, der hinter dem Kordon stand und Befehle erteilte, erst auf Stephanie aufmerksam. Er drehte sich um und lief mit einem Knüppel in der Hand auf sie zu. Es handelte sich offenbar um einen Offizier, denn er hatte mehr Streifen als die anderen Polizisten auf der Rückseite seines Helmes. Stephanie sah in ein rot geschwitztes Gesicht im Helmausschnitt direkt unter dem hochgeklappten Visier. Genau das war der Moment, in dem sie begriff, dass sie die Flucht ergreifen musste. Sie sprang hoch und tat es. Sie rannte über den erneuerten Asphalt in Richtung Badehaus. Als sie bemerkte, dass der Polizeioffizier abdrehte, um sich wieder seinen Untergebenen zu widmen, blieb sie stehen und fand sich mutterseelenallein mitten auf dem Platz. Unter ihren Füßen Straßenbahnschienen und weiße Fahrbahnmarkierungen. Die Schienen, welche sich hier aus Dölitz und Markkleeberg West kommend in Richtung Stadt vereinigen, schienen die Richtung vorzugeben. Über ihr die liebe Sonne. Sie schaute sich um: Ein Kiosk, das Werk II, die Kochstraße, das Badehaus,

die Karl-Liebknecht-Straße, die Kaufhalle, die Arno-Nitzsche-Straße, ein Bäckerladen, ein Dönerstand. Die Schwarzen, die Kunterbunten, die Farblosen und die Dunkelbunten. Die Kirche. Und all dies eingezäunt in eine Kette von Polizisten und deren Fahrzeuge. Es hatte keinen Sinn so zu tun, als wäre man rein zufällig hierher geschlendert, mit den Händen auf dem Rücken oder einem Stadtplan in der Hand. Die umherstehenden Polizisten jedoch hatten keine Augen für sie. Bei den Schwarzen eskalierte es soeben. Pflastersteine prasselten auf die Schutzschilde der Ordnungsmacht. Sie startete zyklisch Scheinangriffe. Die Kommunarden wichen kurz zurück, um anschließend umso aggressiver der Polizei auf den Leib zu rücken. Die Kunterbunten mussten ihren Platz räumen, damit die Polizei über die rechte Flanke die Schwarzbunten angreifen konnte. So rückten die Kunterbunten, die Farblosen und die Dunkelbunten näher zusammen. Die Einheitsfront war auseinandergebrochen. Auf der einen Seite die Extremisten und auf der anderen Seite die ..., naja: *Die* eben. Als ein Pflasterstein direkt neben Stephanie aufschlug, befand sie, dass es an der Zeit war den Platz zu räumen. Und das ging nur in Richtung Innenstadt. Im Laufen fiel ihr Kopf leicht in den Nacken. Durch die diffus beschichtete Scheibe vor ihren halb geschlossenen Augen wählte sie sich weit vor einer dunkelgrünen fast schwarzen Wand. Vermutlich Polizisten. Die Schienenstränge liefen dort hinten zusammen. Die Illusion einer Startbahn entstand. In ihrem Kopfe setzte sich langsam die Hülle einer Schallplatte aus dem Schrank ihres Vaters zusammen: Manfred Mann's Earth Band. Genauso wie der Mann auf dem Cover streckte sie beide Arme weit aus und überlegte konzentriert, wie der Start in die Lüfte zu bewerkstelligen sei. Es war Acht zu geben auf die Oberleitungen der Straßenbahn. Ein erfolgreicher Start war kompliziert, jedoch nicht unmöglich. Mit der Sonne im Rücken rannte sie zwischen zwei Schienen einfach los. Lautlos zunächst. Dann schwerelos.

Stephanie Hess war wissenschaftliche Assistentin an der geschichtlichen Fakultät der Universität Leipzig und zugleich Doktorandin. Die Verteidigung der Arbeit stand kurz bevor. Das Thema war brisant. Es ging um die Sexualität in Diktaturen. Ihr Doktorvater war Professor Dr. Steinhagel, der eine Villa in Dölitz bewohnte. Sie kam direkt von dort. Da wegen der Demonstrationen keine Straßenbahnen fahren, musste sie laufen und kam

daher zwangsläufig über die Bornaische Straße zum Connewitzer Kreuz. Der junge Bursche, welcher Steph aufgefördert hatte *abzubauen* war der Sohn des Professors, Klaus, nomen est omen, Steinhagel.

Stephanie schlenderte zunächst auf die Stahlsäule direkt in der Mitte des Platzes zu, die alle Oberleitungen der Straßenbahn zu halten schien. Dort angekommen vergewisserte sie sich mit einem unauffälligen Rundblick, dass sie ungehindert weitergehen konnte. Niemand nahm ernsthaft Notiz von ihr, und so spazierte sie in der Mitte der breiten Magistrale genau zwischen den Straßenbahnschienen entlang in Richtung Stadt. Rechts und links der Allee standen Polizisten in Gruppen und palaverten. Kaum einer würdigte sie eines Blickes. Sie schien unsichtbar, unantastbar, unbesiegbar. Ein feuchter und lauer Wind drückte ihr die Haare aus der Stirn. Sie war frei und ungezwungen. Zu allem fähig und bereit. *Revolution ist das Morgen schon im Heute ...* Nach ihrem Empfinden fand die Revolution woanders statt. Momentan nicht hier und gerade nicht jetzt. Das hier war eine Scheinrevolution. Trotzdem war sie zufrieden mit sich und der Welt. Auch wenn sie hier im Kessel auf die nächste Polizeisperre zulief. Die Rechten waren noch nicht zu sehen. Steph hoffte, dass man sie ungeschoren durchlassen würde. Nur so käme sie friedlich ins *Puschkin*. Sie war dort mit ihrem Vater verabredet. Morgen war Feiertag. Sie konnte also ausschlafen. Das waren frohe Aussichten. Die Bäume trugen noch keine Blätter. Lange würde es nicht mehr dauern.

An der letzten Straße vor der Absperrung an der Richard-Lehmann-Straße hielt ein Kleintransporter. Der Fahrer leierte die Seitenscheibe herunter und sprach mit den beiden Polizisten, die an der Stelle den Posten hielten. Dann wendete er. Dem VW-Bus entstieg ein junger Typ, warf die langen Haare nach hinten und gesellte sich interessiert zu den beiden Beamten. Es schien als wolle er abwarten, was sich wohl ereignen würde. Stephanie schritt weiter auf die Absperrung zu in der Hoffnung problemlos durchgelassen zu werden, als sie anschwellendes Gegröle und Gebrüll vernahm. Dann erblickte sie ein kleines Häuflein Rechter, die von Polizisten eingekesselt skandierten: *Gestern Dresden – heute Gaza*. Die Plakate trugen ausschließlich israelfeindliche Parolen: *Holocaust in Gaza - Israel vor das Kriegsverbrechertribunal*. Weiter hinten dann: *Weltweit den Antizionismus vorantreiben* und ganz am Schluss: *Scheiß auf die Antifa*. Stephanie kam es so

vor, als hätte sie die Parolen heute schon einmal gehört oder gelesen. Und in der Tat: Diese Parolen unterschieden sich in ihrer Aussage, wenn überhaupt dann nur unwesentlich, von denen der Linksautonomen. Die Linken und die Rechten mit den gleichen Parolen? Wie konnte das denn sein? Stephanie, inzwischen etwa 30 Meter von der Absperrung entfernt, sah wie der von Polizisten umringte Pulk der Rechten an der Karl-Liebknecht-Straße ankam und in diese wie geplant einschwenken wollte. Aber da standen ihnen zwei geschlossene Reihen Polizisten im Wege, um sie gerade daran zu hindern. Wütendes Aufschreien war die Reaktion der Rechten. *Weg frei! Weg frei! Für die NPD-Partei* wurde skandiert. Die Fäuste reckten sich gegen die Absperrung. Dass der Buchstabe *P* in *NPD* auch *Partei* hieß, störte offenbar niemanden. Auf den Reim kam es den Dichtern an. Neben der verbrieften Meinungsfreiheit okkupierte man auch noch einen Seitenarm der dichterischen Freiheit. Und so ging es weiter: *Erster Mai, erster Mai – Arbeiter- und Volkspartei*. Der Versuch, mit solcherart Aufrufen mitten in Deutschland jemanden aus seiner Wohlstandsstarre herauszuholen, war mehr als illusorisch. Schon allein daran erkannte man das verhaftet Sein im Gestrigen. Die Rechten übten somit langsam auch physisch Druck auf die Polizeikette aus. Keine regelrechte Gewalt. Druck eben. Ein Megaphon der Polizei ließ wissen, dass die Demonstration hier endet und dass die Busse der Teilnehmer zwei Straßenzüge weiter unten an der Auffahrt zur Schnellstraße warteten. „Volksgenossen! Die Demonstration ist hiermit beendet. Bitte marschieren sie zwei Straßenzüge weiter zu Ihren Bussen“. Da hatte sich Stephanie bestimmt verhört: Volksgenossen. So ein Blödsinn. Die Braunen kümmerten sich nicht um derlei Aufforderungen. Sie erhöhten den Druck auf die Polizeikette und versuchten diese zu durchbrechen. Mit dem Ergebnis, dass alle Polizisten im Umkreis von einhundert Metern zum Kordon stürmten, um Unterstützung zu geben. Kein taktisches Ruhmesblatt für die Polizeiführung. Damit waren alle Flanken offen. Die beiden Kameraden an der Eichendorffstraße verließen ihren Posten, um den bedrängten Kollegen zu Hilfe zu eilen. Darauf hatten die Linksautonomen, die sich in dem VW-Bus versteckt hielten, nur gewartet. Mit einem Schlage flogen sämtliche Türen auf, die der T3 nur hatte. Vermummte aus dem schwarzen Block schleppten schwere Taschen auf die Karli bis etwa zwanzig Meter vor die Absperrung und warfen die in den Taschen befind-

lichen Kleinpflastersteine direkt in den Haufen Rechtsradikaler. Sofort brachen einige der Getroffenen blutüberströmt zusammen. Mit einem wütenden Aufschrei versuchten die Rechten, die Polizeikette nunmehr gewaltsam zu durchbrechen. Hier ging es nicht mehr um eine alte deutsche Tradition, die man Disziplin und Opferbereitschaft nannte. Nein: Schlagartig loderte unbändiger Hass auf. Mit Geschrei und schlagenden Transparentstangen ging es in Richtung der Linksextremisten. Erst als ein Polizist aus der Kette im Rücken von einem Pflasterstein getroffen wurde und vor Schmerzen schreiend kopfüber auf den Asphalt schlug, schwenkten die Schilde der Polizisten im wahrsten Worte von rechts nach links. Nunmehr waren auch die Polizisten Ziel der Attacke. Die Linksautonomen warfen unentwegt weiter. Der Straftatbestand des versuchten Totschlags war hier mindestens erfüllt. Was waren schon die Saubullen in ihrem Faschistenstaat gegen das hehre Ziel der Antifa-Bewegung. Fette Nazis waren schon gar nichts wert. Oder man frönte dem jugendlichen Freizeitsport der Bullenklatsche. Vielleicht fehlte mal wirklich ein neuer Feldzug. Gegen wen auch immer. Moralische Erneuerung tat Not. Stephanie befand sich sozusagen mitten in diesem Krieg. Und als die Polizei die Lage realisiert und ihr taktisches Konzept umgestellt hatte, war es fast zu spät. Nur noch drei der Schwarzen hatten einen Stein in der Hand. Aus deren Sicht konnte man diesen doch nicht ungeworfen zurücklassen. Unterdessen rannten die anderen zurück in Richtung VW-Bus, der mit laufendem Motor wartete. Es hatte was von einem Banküberfall. Natürlich waren die Linksextremisten mit ihren Converse-Schuhen klar im Vorteil. Die Polizisten mussten mit ihrer vollen Ausrüstung die Verfolgung aufnehmen. Einer von ihnen jedoch, und er würde es bei der Polizei noch zu etwas bringen, entledigte sich einfach seines ganzen Gebretzes und trieb durch seine schlagartig erhöhte Schnelligkeit einen Keil zwischen die Flüchtenden, womit er einem von den Schwarzen kurzerhand den Weg zum VW-Bus abgeschnitten hatte. Der brauste bereits mit quietschenden Reifen davon. Der Schwarze sah in dieser Situation nur noch eine Fluchtmöglichkeit: Hinein in den Geutebrück-Bau, dem Hauptgebäude der ehemaligen Bauhochschule, die heute zur HTWK gehörte: Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kunst. Dass er dabei Stephanie fast über den Haufen gerannt hätte, interessierte ihn naturgemäß nicht. Diese sah wie drei Polizisten mit unverkennbar

riesiger Wut im Bauch auf sie zu gerannt kamen. Nicht der gesunde Menschenverstand, sondern ein bislang unbekannter Instinkt sagte ihr, dass es ebenfalls an der Zeit war die Flucht zu ergreifen. Sie drehte sich herum, folgte dem schwarzen Kameraden und rannte ebenfalls zum Eingang der Hochschule. Während der Schwarze mit voller Wucht an die Glasfront krachte und versuchte die Tür zu öffnen, stellte er fest, dass diese nur einen Knauf hatte. Die Klinke befand sich auf der anderen Seite der Tür im Inneren des Gebäudes. Von rechts kam der flinke Bulle, direkt hinter ihnen die drei langsameren Bullen. Als Stephanie die Tür erreichte, öffnete sich diese wie von Geisterhand. Ein freundlicher älterer Herr mit langen weißen Haaren und dünnen Beinen, die in einer Levis steckten, die mindestens 40 Jahre auf dem Buckel hatte, ließ sie beide passieren und verschloss die Tür sofort wieder, drehte sich um und spazierte den Gang entlang in Richtung Seminarräume. Stephanie riss dem Schwarzen die Maske vom Kopf und traute ihren Augen kaum: Klaus Steinhagel, der Sohn des Professors, ihres Doktorvaters. Das klassischste Klischee überhaupt. „Du Idiot“, zischte sie und rannte nach rechts in den Altbau, während Klaus in die entgegengesetzte Richtung flüchtete.

Die drei Polizisten rüttelten in voller Montur wütend aber zunehmend immer ratloser an der Tür des Hauses, als der flinke Kollege, der es bei der Polizei garantiert noch zu etwas bringen würde, kurz entschlossen einen Schlagstock aus den Händen seines Untergebenen riss und die Scheibe neben der Glastür einschlug. Blitzschnell griff er durch das Loch und drückte die Klinke. Die Tür sprang auf. Die Ordnungshüter sahen den Schwarzen links laufen und stürmten hinterher. Der weißhaarige ältere Herr stellte sich der Staatsmacht entgegen und rief noch etwas von Hausfriedensbruch. Die Polizisten konnten auf dem glatten Boden leider nicht mehr bremsen und kamen nicht umhin den schwächtigen Mann über den Haufen zu rennen. Dieser hörte noch etwas von Gefahr im Verzug, ehe er mit dem linken Ellenbogen auf den Steinfußboden krachte und durch den im Koppel steckenden Schlagstock eines der vorbeirennenden Polizisten an seinem Kopf getroffen wurde. Der Fuß des nächsten riss ihm den rechten Arm herum. Allerdings entgegengesetzt zur Drehrichtung seines Körpers. Im Verspüren eines grässlich stechenden Schmerzes in der rechten Schulter schlug er endgültig auf den Boden und blieb reglos und grässlich stöhnend

liegen, während er die schweren Tritte von Polizeistiefeln sich entfernen hörte. Ja, 1968 in Frankfurt war es anders herum, dachte er noch. Der Schmerz stieß ihn danach in eine erleichternde Ohnmacht, die nur kurz andauerte. Am nächsten Tag wird man in der Leipziger Volkszeitung lesen, dass die Polizei einen kurz vor der Emeritierung stehenden Hochschulprofessor grundlos krankenhausreif geprügelt hätte.

Viele Mitarbeiter waren heute nicht mehr im Hause. Es gab noch eine Vorlesung. Einige Beflissene konnten es zu Hause nicht aushalten. Unter anderem ein Assistent, der seine Bürotür genau in dem Moment öffnete, als die drei Polizisten an dieser vorbeirannten. Die Tür wurde durch den Aufprall eines in voller Fahrt befindlichen Polizistenkörpers zurückgestoßen, sodass der neugierige Herr in die Mitte des Raumes zurückgeschleudert wurde und dort benommen reglos liegen blieb. Der schlaue Polizist, wie gesagt der, welcher es bei der Polizei noch zu etwas bringen würde, wandte sich nach rechts, denn nur in diese Richtung konnte das Mädchen geflüchtet sein. Ihm war zwar nicht klar, ob die Frau in ihrer roten Jacke überhaupt etwas mit den Schwarzen zu tun hatte. Denn: Rot war nicht braun. Ideologisch lagen die Farben zwar nicht weit auseinander. Aber wie war das damals 1967? Benno Ohnesorg wurde sein rotes Hemd zum Verhängnis. Ein Polizist hatte ihn erschossen. Zwischenzeitlich rückte eine Gruppe von Polizisten nach und schickte sich an das Gebäude zu besetzen. Für den mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden liegenden Professor war es eine Sturmabteilung, die ihn über den Haufen gerannt und niederge trampelt hatte. Doch der letzte Polizist stoppte besorgt vor dem zusammengekrümmten Körper. Seine Gesichtszüge wechselten von kampfhart auf kampfmild ehe er sich über ihn beugte:

„Kann ich Ihnen helfen?“

Dabei machte er Anstalten den Mann aufzurichten.

„Kommen Sie. Ich helfe ihnen“, sagte er freundlich.

Doch der Liegende zischte zurück:

„Rühr mich bloß nicht an, du Nazi.“

Der Polizist wich zurück.

„Das ist Beamtenbeleidigung“, sagte er nur knapp und richtete seinen Oberkörper auf.

„Und wieso Nazi?“